

Sonderdruck aus

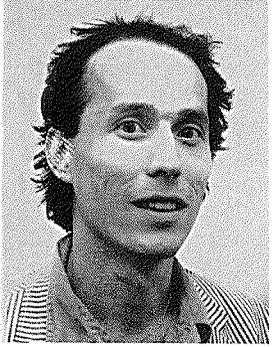
# Frauen

Soziologie der Geschlechter-  
verhältnisse

Herausgegeben von Ilona Ostner

Soziologische Revue  
Sonderheft 2 · 1987

Oldenbourg



## Zur Geschichte der Liebe

JÜRGEN GERHARDS

GÜNTHER ANDERS, *Lieben gestern. Notizen zur Geschichte des Fühlens.* München: C. H. Beck 1986, 138 S., kt. DM 24,–

HANS-GEORG BECK, *Byzantinisches Erotikon.* München: C. H. Beck 1986, 234 S., Ln. DM 45,–

MARTIN BEUTELSBACHER, *Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrung in der Aufklärung.* Weingarten: Drumlin Verlag 1986, 164 S., kt. DM 24,–

PETER GAY, *Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter.* München: C. H. Beck 1986, 572 S., Ln. DM 58,–

SUDHIR KAKAR / JOHN ROSS, *Über die Liebe und die Abgründe des Gefühls.* München: C. H. Beck 1986, 215 S., Ln. DM 34,–

CHRISTOPH WULF (Hrsg.), *Lust und Liebe. Wandlungen der Sexualität.* München: R. Piper 1985, 413 S., Pb. DM 17,80

Das Thema ‚Liebe‘ fristet in der Geschichte der Soziologie eher eine Randexistenz, als daß es im Fokus systematischer Analysen gestanden hätte. Dies ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie bedeutsam Liebe in der Strukturierung sozialer Zusammenhänge sein kann: sie vermag zwei Menschen in der Weise aneinander zu binden, daß diese ihre jeweiligen Handlungsorientierungen aneinander ausrichten und dies – so zumindestens in der klassischen Semantik der Liebe – ein Leben lang. Aber auch in umgekehrter Richtung sind dem Alltagsbewußtsein Wechselwirkungen zwischen Liebe und Sozialem bekannt, Liebe strukturiert nicht nur soziale Zusammenhänge, sondern ist selbst häufig das Ergebnis sozialer Konstellationen, man denke nur an die Schichthomogenität von Liebespaaren. Georg Simmel hatte bereits vor 90 Jahren die spezifische Perspektive einer Soziologie der Emotionen im generellen und die der Liebe im speziellen in Abgrenzung zu einem psychologischen Blickwinkel durch diese beiden Fragestellungen zu kennzeichnen versucht, wenn er Gefühle als durch Wechselwirkungen verursacht und diese selbst wieder verursachend betrachtete. Hält man an diesen beiden das Feld einer Soziologie der Liebe bestimmenden Fragestellungen fest, so gilt es herauszufinden, was die hier zur Diskussion stehenden Bücher zur Beantwortung beitragen. Um es vorwegzunehmen: die Ausbeute dessen, was man gestrost nach der Lektüre in den Wissensbestand aufnehmen könnte, fällt mager aus. Dies kann man aber nur zum Teil den Autoren selbst anlasten, da die meisten von ihnen als Fachfremde (Historiker, Psychoanalytiker, Kulturkritiker, So-

zialhistoriker) das Thema Liebe aus einer anderen Perspektive betrachten, hier aber unter einem soziologischen Referenzgesichtspunkt ausgewertet werden.

Allen hier zu besprechenden Arbeiten ist gemeinsam, daß sie Liebe in die Position einer abhängigen Variablen setzen und nach der historischen Formung von Liebe fragen. Bezüglich des Zeitraums, der ins Visier genommen wird, und der Frage, inwieweit sich Liebe überhaupt durch Normen, Werte und Verhaltensregeln bestimmen läßt, unterscheiden sich die einzelnen Beiträge. Man kann die Antworten bzgl. der Frage der Formbarkeit von Liebe durch Soziales auf einem Kontinuum abtragen, das durch die Begriffe Natürlichkeit auf der einen Seite und Kultürlichkeit auf der anderen Seite begrenzt wird. Beide Achsen zusammen – Historie und das Kontinuum Natürlichkeit/Kultürlichkeit – spannen ein Raster auf, in dem sich die einzelnen Texte lokalisieren lassen.

*Kakar* und *Ross* interpretieren Liebe als ein Phänomen, das sich mit Rekurs auf frühkindliche Beziehungskonstellationen unter Zuhilfenahme psychoanalytischer Begrifflichkeit rekonstruieren läßt. Der Hiatus menschlicher Existenz, erst durch Ablösung von der Mutter und in einem Prozeß der ständigen Auseinandersetzung mit der Mitwelt Identität und ein eigenes Ich zu entwickeln bzw. entwickeln zu müssen und dem gleichzeitigen Wunsch und Verlangen, die ursprüngliche duale Einheit mit der Mutter wiederherzustellen, bildet das elementare Paradox der Liebe, das in allen Formen der erwachsenen Liebe wiederauflebt. Wünsche der Verschmelzung und der gleichzeitigen Erhaltung eigener Identität sind anthropologische Bestimmungen, die sich unabhängig von Kultur und Gesellschaft mit gleichsam natürlicher Kraft in allen Liebesverhältnissen zur Geltung bringen. Damit ist aber die Tiefenstruktur von Liebe noch nicht gänzlich erfaßt. Ebenso konstitutiv sind Erlebnisse, die aus der ödipalen Dreieckskonstellation zwischen Mutter, Vater und Kind resultieren. Machtkämpfe zwischen Vater und Sohn, gleichzeitige Identifikation mit dem Vater und die Entstehung von Schuldgefühlen sind konstitutive Bestandteile eines jeden Kultivierungsprozeß und bilden zugleich die Basis jeglicher Liebesbeziehung. Leitet man die empirisch heterogenen Erscheinungen von Liebe aus derselben Tiefenstruktur ab und bestimmt diese als anthropologische, so ist es nur konsequent, wenn man zur Illustration dieser These auf unterschiedliche Kulturen und Gesellschaften eingeht, weil ja gerade das a-historische und damit vor-soziale von Liebe gezeigt werden soll. Vor diesem theoretischen Hintergrund interpretieren *Kakar* und *Ross* die großen Liebesgeschichten der Weltliteratur. Romeo und Julia, die persische Geschichte von Leila und Madschun und die indische von Radha und Krishna werden im Raster präödipaler Konfliktkonstellationen gedeutet, zur Interpretation der Geschichte vom König Ödipus, von Hamlet, Tristan und Isolde und anderer Geschichten mehr greifen die Autoren auf die Dreieckskonstellationen des Ödipuskomplexes zurück (Wiedergabe und Interpretation der Liebesgeschichten machen den Hauptteil des Buches aus). Daß die Interpretationen der Liebesgeschichten etwas völlig neues bringen sollen, wie der Klappentext verheißt, läßt sich nicht erkennen. Sowohl der theoretische Grundansatz, als auch dessen Transformation und Anwendung auf Literatur gehen an keiner Stelle über die Freudschen Arbeiten zur Kunst hinaus.

Zur Frage nach der sozialen Formung und Modulation von Liebe verstellen sich die Autoren durch ihre Festlegung auf ein eng gefaßtes psychoanalytisches Paradigma von vorne herein den Blick. Will man auf eine psychologische Fundierung einer Soziologie der Liebe nicht verzichten, so eignen sich dafür sicherlich kognitionspsychologische und im speziellen attributionspsychologische Ansätze besser, weil sie die soziale Situation als verursachendes Moment der Entstehung von Befindlichkeiten berücksichtigen. Aus einer solchen Perspektive ließen sich

auch die Unterschiede der Liebesgeschichten als durch unterschiedliche Kulturen bestimmt deuten.

Unentschiedener bzgl. der Frage nach der Natürlichkeit bzw. Kultürlichkeit von Liebe und Erotik ist die Arbeit von *Beck*, der die Entwicklung der christlich-orthodoxen Codierung von Erotik in Byzanz rekonstruiert und mit dem faktischen Handeln in Beziehung zu setzen versucht, um deren Wirkungsweise auf das Verhalten ablesen zu können. Als ‚Datenmaterial‘ dienen dazu Chroniken, Religionsdeutungen und vor allem die Literatur aus dem Zeitraum vom 4. bis 15. Jahrhundert, das mit philologischer Akribie dargestellt und gedeutet wird. Dabei ergibt sich ein Bild, das die einzelnen Phasen der historischen Entwicklung als Variationen desselben Grundkonfliktes erscheinen läßt, wobei das Pendel einmal nach der einen, ein ander mal mehr nach der anderen Seite ausschlägt, ohne daß sich daraus eine begründete Entwicklungslogik ergäbe. Der Konflikt besteht in dem religiös-orthodoxen Rigorismus auf der einen Seite und der vermeintlich natürlichen Erotik in Wort und Tat auf der anderen Seite. Zeit und Geschichte werden im Christentum nicht zyklisch, sondern linear gedeutet, das Ziel ist jenseits orientiert. Die Vorstellung des Sakralen wird dichotomisiert und auf Gott (heilig) und Menschen (Sünder) aufgeteilt. Erotik gerät bei einer solchen Semantisierung ins Abseits, weil sie das Diesseitsorientierte, Menschlich-Leibliche par excellence ist. Der Rigorismus der Orthodoxie bringt die Verteufelung von Erotik auf die Spitze: die gottgeweihte Jungfräulichkeit wird als Ideal schlechthin stilisiert, die monogame Ehe geradeso als Kompromißlösung zugelassen. Die Schuld für die Sündhaftigkeit des Menschen trägt die Frau, weil es Eva war, die sich von der Schlange verführen ließ und damit den paradiesischen Zustand verspielte. *Beck* hält eine solche Codierung von Erotik für allzu weltabgewandt und widernatürlich, als daß sie Chancen gehabt hätte, das Alltagsleben tiefgreifend zu strukturieren. Stattdessen findet sich in allen Jahrhunderten eine mehr oder weniger latente Unorthodoxie, die mit Rückgriff auf vorchristliche, klassische Deutungssysteme eine Integration von Erotik und Alltag ermöglichte. Daß die wichtigste Ursache für den geringen Erfolg der Orthodoxie in der Überzogenheit der Ansprüche der Semantik selbst gelegen haben soll, scheint mir wenig überzeugend. Max Weber hat in seinen religionssoziologischen Arbeiten gezeigt, daß auch asketische Vorstellungen handlungsstrukturierend sein können und dies auf so breiter Basis, daß sie die Entstehung der Moderne mit verursacht haben. Um die Chancen der Wirksamkeit von Ideen abwägen zu können, bedarf es zusätzlich zu einer Analyse der Semantik einer Betrachtung sozial-struktureller Bedingungen und der möglichen Akteure, die eine Implementation von Ideen begünstigen bzw. betreiben. Genau dies leistet die Arbeit von *Beck* nicht, sie verharrt in weiten Teilen auf der Ebene philologischer Interpretationen.

Ähnlich wie *Beck* setzt auch *Gay* in seiner Arbeit über Sexualität im bürgerlichen Zeitalter die Ebene der öffentlichen Deutung von Sexualität in Kontrast und Spannung zur Faktizität der Handlungen der Menschen. Dadurch entsteht ein facettenreiches und spannungsvolles Gemälde der viktorianischen Epoche, das sich nicht mehr mit dem Bild eines Jahrhunderts der Prüderie so ohne weiteres in Einklang bringen läßt. Richtet man den Blick allein auf die Materialien des öffentlichen Diskurses über Sexualität, so findet auch *Gay* das traditionelle Bild bestätigt: Theologen, Psychiater aber vor allem die mit wissenschaftlichem Anspruch auftretende Medizin werden nicht müde, der Frau die sexuelle Lustfähigkeit abzusprechen, zur Bekämpfung der Masturbation wurde eine wahre Akrobatik an Argumenten und Theorien über die Sünde und Krankheit derselben entwickelt und verbreitet (303ff.). Die Gebote der Kultur bilden aber in *Gays* Analyse nur eine Seite der Medaille. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe dienen als

Material zur Interpretation dessen, ‚wie es denn nun wirklich war‘, die Tagebücher der Amerikanerin Mabel Loomis Todd stehen dabei im Zentrum der Analyse. Diese hatte mit buchhalterischer Genauigkeit über Jahrzehnte sich selbst Rechenschaft über ihr Liebesleben mit ihrem Mann und ihrem ebenfalls verheirateten Liebhaber angelegt. Von Prüderie, Askese oder dergleichen kann hier keine Rede sein. Dieses Bild gelebter Unorthodoxie bestätigt sich in der von der Ärztin Mosher am Ende des letzten Jahrhunderts durchgeführten Befragung von fünf- und vierzig Frauen (Beck, 150ff.) und stellt das entworfene Bild sexuell selbstbewußter Frauen, die sich nur wenig um die rigiden Vorschriften der Sexualmoral scheren, auf eine breitere Basis.

Gay hat mit seinem Buch eine kenntnis- und faktenreiche Geschichte der Sexualität des 19. Jahrhunderts entworfen; das Buch gefällt gerade dort am besten, wo die unterschiedlichen Quellen selbst zu Wort kommen. Darin besteht aber zugleich auch die Schwäche der Arbeit. Die vielen Details und die beiden Seiten dargestellter Sexualität (sexuelle Moral und sexuelle Praxis) bleiben unverbunden nebeneinander stehen, ohne daß der Versuch gemacht würde, sie zu integrieren. Dazu hätte es eines theorieangeleiteten Suchrasters bedurft, das z.B. nach schichtspezifischer Wirksamkeit von Moral fragt. Die zaghaften psychoanalytischen Interpretationsversuche Gays helfen zu einer systematischen Sondierung des Materials nur wenig weiter.

Der Titel des Buches von *Beutelsbacher* (Kultivierung bei lebendigem Leib) verrät bereits, für welche Seite innerhalb des Spektrums von Natürlichkeit/Kultürlichkeit der Autor optiert. 14 Autobiographien von Männern aus den unteren Schichten (Schuhmacher, Brauer, Seiler, Zimmermann etc.) geschrieben in der Zeit zwischen 1750 und 1850 dienen zur Illustration des gesellschaftlich geformten Umgangs mit der Körperlichkeit, Sexualität und Liebe werden als Teil des Umgangs mit dem Körper interpretiert. Materielle Größen und kulturelle Variablen sind prägende Faktoren, die die Deutung der Leiblichkeit anleiten. Dabei läßt sich innerhalb des untersuchten Zeitraums eine Verschiebung der Bedeutung der beiden Faktorengruppen beobachten. Die Menschen des 18. Jahrhunderts waren ganz unmittelbar von materiellen Bedingungen abhängig und dies prägte entsprechend ihr Verhalten: So galten nur die Mahlzeiten als gut, die reichlich waren; Ehen wurden aus ökonomischen Gründen geschlossen, nicht aus Zuneigung; der Tod gehörte zum Alltag, und dieser ließ keine Zeit zum Trauern. Je mehr die Grundbedürfnisse befriedigt waren, desto stärker konnte ein Prozeß greifen, den Elias als Zivilisationsprozeß beschrieben hat: Gefühlsäußerungen werden zurückgehalten, der Körper und körperliche Verrichtungen werden dem öffentlichen Auge entzogen und einer stärkeren Selbstkontrolle unterzogen.

Der Leser findet in den vielen Zitaten und Beispielen des Buches manch amüsante Anekdote, die ihm den heute geltenden Umgang mit Körper und Körperbedürfnissen in seiner Historizität begreiflich machen. Allein, die Grundthese ist nicht neu und überraschend. Beschrieben wird der Prozeß der zunehmenden Körper- und Affektkontrolle, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts nun auch in den unteren Schichten nachzuweisen ist. Elias hatte dies als ‚Durchsickerungseffekt‘ entlang der Schichtpyramide beschrieben. Die Datenbasis, die *Beutelsbacher* benutzt, reicht zudem nur zur Illustration, nicht zur empirischen Absicherung dieser These.

Der Aufsatz von *Imhof*, der sich in dem von *Wulf* herausgegebenen Sammelband befindet, rekurriert ebenfalls auf materielle Bedingungen zur Erklärung von Sexualverhalten, geht aber in seiner empirischen Fundierung über eine reine Illustration weit hinaus. Mit Hilfe von sozial-demographischen Daten über den Abstand zwischen erster Geburt und den nachfolgenden Geburten versucht er

z.B. Rückschlüsse auf die Praktiken der Familienplanung zu ziehen, die sich ergebenden Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern werden unter Berücksichtigung einer Vielzahl von Einflußfaktoren zu erklären versucht. Dabei kann *Imhof* plausibel machen, daß sich die Änderungen in den Sexualpraktiken nicht durch Rekurs auf so diffuse Begriffe wie ‚Promiskuität‘, ‚Libertinage‘ oder ‚laxe Sexualnormen‘ (206) deuten lassen, sondern in der Regel handfeste sozialstrukturelle Ursachen besitzen: die Ausbreitung des Calvinismus, der mit der französischen Revolution ausgelöste Modernisierungsschub und die Veränderungen des bäuerlichen Arbeitsrhythmus durch intensivierte Landwirtschaft lassen die Unterschiede des Zeitpunkts der Familienplanung in den verschiedenen Ländern plausibel erscheinen. Der Aufsatz von *Imhof* ist nicht nur im Kontext des von *Wulf* herausgegebenen Sammelbandes der hervorstechendste: Die formulierten Thesen werden empirisch kontrolliert, Faktoren, die als erklärende Variablen von Sexualverhalten dienen könnten, werden gegeneinander abgewogen und auf Plausibilität hin befragt und Übergeneralisierungen von gewonnenen Erkenntnissen werden vermieden.

All dies leisten die meisten der 17 Aufsätze in dem Sammelband von *Wulf* nicht (mit Ausnahme vielleicht des Aufsatzes von *Borneman* über ‚Sexualität und Lebensphase‘ und des Berichtes von *Haeberle* über ‚Sexuelle Minderheiten in San Francisco‘). Stattdessen wird hier recht unbekümmert in feuilletonistischem Stil über Sexualität und Lust spekuliert, werden Behauptungen auf- und Wirkungsketten unterstellt, so daß sich dem Leser immer wieder die Frage aufdrängt: Stimmt denn das überhaupt? Die meisten der Texte kreisen dabei um ein Zentralthema: Wie ist heute nach sexueller Aufklärung, Liberalisierung der Normen des Sexualverhaltens und Frauenbewegung der gesellschaftlich vermittelte Umgang mit Sexualität einzuschätzen. Auch bzgl. der gegebenen Antworten gibt es einen gewissen Gleichklang zwischen den Aufsätzen: Aufklärung, öffentliche Diskussion und die Institutionalisierung von Aushandlungsprozessen über sexuelle Normen lassen sich als subtile Formen der Domestizierung von Lust und Körper deuten und stehen damit ganz in der Tradition einer Geschichte der zunehmenden Körper- und Affektkontrolle. Die Arbeiten Foucaults liefern für solche Interpretationen meist die begriffliche Fundierung.

Ähnlich spekulativ sind die Ausführungen *Anders*. Der Titel des Buches ist irreführend und weckt beim Leser Erwartungen, die der Text nicht erfüllt. Statt einer Geschichte der Liebe, bekommt man Geschichten des Liebens zu lesen, Tagebucheintragungen *Anders* aus der Zeit des New Yorker Exils in den Jahren 1947-1949, die Begegnungen mit anderen Exilierten und vor allem den Kontrast zwischen alter und neuer Welt zum Anlaß nehmen, u. a. auch über die Liebe zu reflektieren. Ursprünglich hatte *Anders* die Tagebucheintragungen unter dem Etikett ‚Liebe heute‘ zusammengefaßt, da sie nun fast 40 Jahre später erst veröffentlicht werden, nennt er sie flux ‚Liebe gestern‘, ein Etikettenschwindel, der noch keine Geschichte der Liebe entstehen läßt. Hat man einmal die durch Titel und Vorwort geschürten Erwartungen abgestreift, dann lassen sich in den Tagebucheintragungen recht scharfsinnige Einzelanalysen ausfindig machen, die in Technik und Inhalt an die Essays Georg Simmels erinnern. Dazu gehören sicherlich die Beschreibungen der sozialen Voraussetzungen für die Tatsache, daß wir ein Gegenüber als apart empfinden (*Anders*, 63ff.), die Analyse der Funktion des Geheimnisses für außereheliche Liebesverhältnisse (38) und die der Kinder für die Stabilisierung einer Beziehung (30f.). *Anders* Ausführungen bleiben fragmentarisch und unsystematisch, sie spielen aber eine Ebene in die Analyse von Liebe ein, die in den anderen Arbeiten unberücksichtigt bleibt: Mikrosoziale Prozesse des Aushandelns zwischen den Akteuren. In allen Arbeiten zur Seman-

tik der Liebe bleibt die Frage offen, ob und wie denn durch die Ideenwelt Handlungen strukturiert werden. Will man in Zukunft in dieser Richtung weiterdenken, so lohnt es sich sicherlich, an die jüngst in der amerikanischen Soziologie der Emotionen entwickelten Ansätze von Kemper und Hochschild anzuknüpfen. Eine Soziologie der Liebe bedarf einer theoretischen Fundierung, mit der sich dann vielleicht auch die hier vorgestellten historischen Studien reinterpreten ließen.

MICHEL FOUCAULT, Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt: Suhrkamp 1983, 190 S., Pb. DM 14,-; Bd. 2: Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt: Suhrkamp 1986, 327 S., gb. DM 38,-; Bd. 3: Die Sorge um sich. Frankfurt: Suhrkamp 1986, 316 S., gb. DM 38,-

*Klaus-Uwe Kirchgässler*

„Die sexuelle Aktivität ordnet sich also in den weiten Horizont von Tod und Leben, Zeit, Werden und Ewigkeit ein“ (II, 174). Dieser Satz, auf die Stellung der Lüste, der *aphrodisia*, in den platonischen „Nomoi“ bezogen, könnte auch für die Spannweite der Themen in den Bänden *Foucaults* über die „Geschichte der Sexualität“ gelten. Mitnichten geht es nur um eine Geschichte der Sexualität, sondern – im ursprünglichen Plan – um die Geschichte der Errichtung eines Diskurses über die Wahrheit der Sexualität und der Macht, die mit diesem „Willen zum Wissen“ verknüpft ist; in dem revidierten Plan des Werkes wird die Archäologie des sexuellen Diskurses unter Rückgriff auf antike Texte ausgeweitet zu einer Genealogie des Subjekts als Subjekt eines Begehrens, das Rechenschaft über sich ablegen und seine Wahrheit über sich aussprechen muß. Die Vielfalt der Themen, ihre Einbettung in einen philosophischen Zusammenhang lassen das Werk als Zusammenfassung verschiedener Stränge des *Foucaults*chen Denkens erscheinen, das einerseits Abschluß bedeutet, aber gleichzeitig neue Perspektiven eröffnet, deren Entwicklung durch *Foucaults* vorzeitigen Tod abrupt abgebrochen wurde. Diese Eigenheiten der „Geschichte der Sexualität“ verbieten es, sie ausschließlich vom Blickwinkel einer „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ zu rezensieren, obgleich *Foucault* dazu beachtliches historisches Material bietet.

Der philosophische Perspektivenwechsel der Bände II und III macht einen Rückblick auf Band I und das ursprünglich geplante Werk vonnöten: Die auf sechs Bände angelegte Untersuchung wollte die Bildung des Diskurses über den Sex seit drei Jahrhunderten beschreiben; in dieser Beschränkung auf Vormoderne und Moderne schließt das Werk an frühere Bücher *Foucaults* an (v.a. „Wahnsinn und Gesellschaft“, „Die Geburt der Klinik“, „Die Ordnung der Dinge“), deren Themen es gleichzeitig wieder aufgreift. Der 1976 erstmals erschienene Band diente dazu, das historische und begriffliche Terrain (das „Dispositiv der Sexualität“) abzugrenzen und wandte sich vehement gegen die „Repressionshypothese“, welche der Moderne eine Unterdrückung des Sex zuschreibt. *Foucault* wollte vielmehr zeigen, wie sich infolge eines ständig zunehmenden Diskurses über die Sexualität (der die „Sexualität“ im Grunde erst schafft) die Macht der Körper und des Lebens bemächtigt. Wenngleich der Band eine Reihe höchst interessanter Themen entwickelte, z. B. wie eine *strategische*, auf Technik, Normalisierung und Kontrolle gestützte Macht (die *Foucault* von der juristischen, dem monarchischen Souverän zugehörigen Macht über den *Tod* abgrenzt) sich das *Leben* qua vielfältiger Institutionen (Psychiatrie, Bevölkerungswissenschaft, öffentliches Gesundheitswesen) untertan macht, so ist das Buch doch mehr Versprechen als Erfüllung gewesen, weil der Polemik gegen die Repressionshypothese zuwenig detaillierte historische Ausarbeitung gegenüberstand. *Foucault* sah es ferner als unabdingbar